

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 7 (1917)

**Heft:** 7

**Artikel:** Die Uhr

**Autor:** Thommen, Elisabeth

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-634301>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 06.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

□ □ Die Uhr. □ □

Novellette von Elisabeth Thommen.

Sie war mir ein liebes Andenken, die kleine Stehuhr.  
Ich hatte sie vor Jahren in einer großen französischen



Skizze von Rud. Münger für Notar Rohelet in „Der Napolitaner“ von O. v. Greyerz.

Stadt gekauft. Sie stand im prunkvollen Schausfenster eines Uhrladens und fiel mir gleich in die Augen. Sie hatte ein ganz anderes Aussehen als all die verichernkelten und verzierten Uehrchen, die ihr zur Seite standen, aus grünem und rotem Marmor, glänzend in Gold und Silber. So echt altväterisch und bescheiden, so deutsch sah sie aus in der eleganten Umgebung. Sie passte nicht hin. Schlicht war ihre Form, aus braunem gebeiztem Eichenholz das Gehäuse, eine kleine eingelegte Verzierung aus hellem Ahorn am Fuß. Die Zahlen auf dem Zifferblatt waren groß und deutlich.

Ich hatte gleich mein Herz an sie verloren, ging in den Läden hinein und wollte dem weisshaarigen Händler anstandslos die geforderte ziemlich hohe Summe zahlen.

„Markten! Wir sind in Frankreich,“ mahnte mich leise mein junger Freund, der, lächelnd über meinen Eifer, neben mir stand.

Nein, das konnte ich nicht tun um diese Uhr. Wenn man etwas Liebes besitzen will, marktet man nicht um dessen Preis.

Nach ihrem Ankauf bescherte sie mir noch eine kleine Überraschung. Ich hatte nicht bemerkt, daß sich eine Weckvorrichtung an ihr befand. Also war meine Uhr eigentlich ein Wecker. Das erregte zuerst mein Misstrauen. Hatte ich mich bereit? Denn ein Wecker, welch schreckliches Ding! Das gellt dem Schlummernden am Morgen, wenn der Schlaf am schönsten, die Träume am süßesten sind, in die Ohren, daß er jäh aus dem Kissen auffährt, als ob ihn ein Peitschenhieb getroffen hätte. Mit einem energischen Griff packt er das entsetzlich lärmende Instrument. Er drückt es unter die Federdecke, um sein lautes Läuten, Kreischen, Gellen zu dämpfen. Und nachdem das Gejinglel endlich ein Ende hat, sind die Nerven des grausam Gewedten so erschüttert, daß ihm jede Lust am Aufstehen vergangen ist

und er nichts sehnlicher wünscht, als sich von dem Schreien zu erholen.

So hatte ich die Wecker in Erinnerung. Aber meine Uhr war anders. Sie hatte mich nicht betrogen. Sie weckte mich von nun an jeden Morgen mit einem feinen, singenden Stimmlein, leise, aber doch eindringlich, sanft und trotzdem energisch. Wie gern hörte ich im Halbschlummer auf das weiche Tönlein! Es erschreckte mich nie. Ich konnte es hören nicht nur ohne zu erzittern, nein, mit Wonne hören. Es zauberte mir himmlische Träume vor. Wenn sein Glöcklein anhob zu klingen, lächelte ich schon im Schlafe und freute mich, daß ich noch lebte, daß ich wieder arbeiten konnte.

Nun schweigt das Stimmlein. Auch das Uhrwerk geht nicht mehr. Aber noch steht die Uhr am selben Platze, wie immer, auf der blauen Marmorplatte meiner Kommode, gegenüber meiner Lagerstätte. Hinter ihr macht sich die antike Truhe meines verstorbenen Onkels breit. Die beiden Gegenstände ergänzen sich auf das Schönste. Ich möchte keinen missen. Jeden Tag fahre ich mit dem Staubtuch über sie beide. Wenn ich aber die Uhr in Händen habe, zittere ich leise. Ein geheimes Grauen ergreift mich. Dann werden all die Qualen, die ich in jeder Nacht erduldete, wieder furchtbar lebendig in mir. In jener Nacht, als das Uhrwerk stille stand. . . .

. . . Wie gewohnt, lege ich mich ziemlich spät zur Ruhe nieder. Ich habe noch die aufregende Novelle eines eben erst zur Berühmtheit gelangten jungen Schriftstellers gelesen und lösche hierauf das Licht. Der Stoff der Novelle beschäftigt mich intensiv. Nach und nach vertiefe ich mich in eigene Pläne und Entwürfe. Alte Erinnerungen erwachen in mir. Phantastische Gesichter und Gestalten führen ihren bunten Reigen auf. Allmählich verliere ich das Bewußtsein meines Ichs. Das Chaos meiner Gedanken ist eben im Begriff, in Träume überzugehen, als ich plötzlich wie elektrisiert in die Höhe fahre.

Meine Uhr! Was hat sie denn? Wie seltsam rasch und unregelmäßig ihr Perpendikel geht! Sonst ging sie



Skizze von Rud. Münger zur Gruppe: Frau von Graviset und Notar Kyburz in „Der Locataire“ von O. v. Greyerz.

immer leise, gleichmäßig hin und her: tid=tad=tid=tad. Das liebte ich eben so an ihr: dies bestimmte und doch unauf-

dringliche Anschlagen. Schon oft hatten mich diese Töne allein in den Schlummer zu wiegen vermocht.

Am Ende steht sie trümm an ihrem Platz oder ist nicht richtig aufgezogen?

Das Licht flammt auf. Ich stehe bei der Uhr, halte sie an mein Ohr und schaue nach, ob irgend etwas nicht in Ordnung sei. Ich entdecke nichts Außergewöhnliches. Sie scheint wieder einen ruhigen Gang zu haben.

„Hirngespinsten,“ schelte ich mich, „schlafen!“

Ta, schlafen. Raum liege ich wieder im Dunkeln, muß ich von neuem auf die Uhr hören. Sie zwingt mich dazu. Es geht wie ein unheilvoller Zauber von ihr aus. Wie mühselig sie anschlägt! Wie unregelmäßig! Als ob sie jedesmal ihre ganze Kraft zusammennehmen müßte, um vorwärtszukommen. Oft knirscht es leise in ihren Federn. Dann setzt der Schlag sogar ganz aus, kommt wieder, hinkend, hüpfend, stolpernd. . . .

Ich lausche und lausche. Ich wälze mich hin und her auf meinem Lager. Was will die Uhr von mir? Sie lebt, ich fühle es. Knacknad! Wie ein müdes, frankes Herz. . . .

Ta, so schlug das Herz meines wunderlichen, alten Onkels, von dem ich die Truhe erbte. So schlug es, als er in seiner letzten Stunde lag. Knacknad. — Dann setzte es wieder aus. Schon glaubte ich, er sei tot. Doch die alte Frau, die bei ihm wachte, schüttelte nur leise verneinend den Kopf. Das könne noch eine Stunde so weiter gehen. Ich wußte damals noch nicht, wie sich der Mensch bis zu seiner letzten Minute gegen das Sterben wehren muß, denn ich sah dem Tod zum erstenmal ins Auge.

Und der Herzschlag kam wieder. Er kam wie aus einer Maschine, bei der der Dampf am Ausgehen ist. Armer Mensch, welch mühseliges Leben hastest du! Immer an der Esse stehen, von klein auf, ohne Unterbruch. Dein Brustkasten wurde zusammengedrückt, deine Augen trübe.

Wie deutlich sehe ich dich vor mir auf dem Totenbett liegen. Wie du leidest! Ah, dein armes Herz, wie es schlägt! Nun setzt es aus. Alles ist vorüber. . . . Noch nicht! Noch mehr hämmende Schläge, noch mehr mühsam hervorgepreßte Atemzüge. . . . Die Qual auf deinem Gesichte vergesse ich nimmer. Was ist doch am Ende der Mensch mehr als ein armer, in seinen Schmerzen sich windender Wurm! Nun hast du im Krampf deine braunen Arbeiterarme beide in die Höhe, langsam, wie hülfsflehend, läßt sie wieder auf das gewürfelte Bett sinken, streckt dich lang aus. . . . Du röchelst. . . .

Söhnend schrecke ich auf. Ah, ihr schrecklichen Todesgedanken, was sucht ihr mich heim? Ich lebe noch. Ich bin jung. Mein Fleisch ist warm. Weg von mir, ihr nächtlichen Schatten! Ich will ruhen.

Aber die Uhr, die Uhr! Sie schlägt weiter, sie arbeitet wie ein menschliches Wesen, mit keuchender Brust.

Wieder muß ich sinnen. Wieviel Herzen mögen jetzt so schlagen auf den Schlachtfeldern Europas? Wie gleichgültig erscheint der Tod eines einzelnen Mannes da, wo Tausende von jungen, blühenden Leben grausam vernichtet werden! Da liegen sie in ihrem Blute, mit zerrissenen Gliedern, Hunger und Durst leidend. Wie werden sie nach der Heimat seufzen, der Mutter, der Geliebten, nach einer mitleidigen Hand! Wer einen Tropfen Balsam über sie alle ergießen könnte! Wie ich mit ihnen leide, weine. . . .

Bin ich denn in dieser Nacht dazu verurteilt, alle Schmerzen der Welt auf mir zu tragen, wie Atlas, der Unglückselige? Diese Vergewaltigung meiner Seele dulde ich nicht länger. Ja, wenn mein Leiden der Menschheit etwas nützte, wenn irgend etwas besser würde dadurch!

Ich halte es nicht mehr aus auf meinem Lager. Ich eile ans Fenster, ziehe die Jalousien in die Höhe. . . .

Nein, in der Natur draußen ist nichts, das mich zu ängstigen braucht. Eine wundersame, friedliche Mondnacht

liegt über der Erde. Kalt ist die Luft, rein und klar. Die Wiesen liegen verträumt unter einem weißen Flor. Jedes Blatt des Birnbaums vor meinem Fenster trägt ein silbernes Schleierchen. So unberührt, so ruhig ist alles.

Aber drinnen im Zimmer steht sie, die Störerin meines Schlummens. Ein weißer Mondstrahl liegt über ihr. Soll ich sie nehmen und hinaustragen? Eine seltsame Scheu hält mich davor zurück. Ein geheimnisvolles Weben ist um sie. Ich wage nicht, sie zu berühren.

Wieder liege ich mit offenen Augen da. Eine dumpfe Angst beginnt mich zu würgen. Noch versuche ich, mich dagegen zu wehren. Es ist ja nichts, nichts geschehen. In meiner Uhr hat sich ein Rädchen verbogen. Das ist alles. Alles?

Ich vergegenwärtige mir meine Lieben. Meine Eltern leben, sind gesund und wohl. Auch meine Geschwister sind alle zufrieden in ihrem Beruf. Nirgends ein Grund, sich zu kümmern. Und mein Freund, der mir der Liebste ist auf dieser Erde, der meine Seele versteht als ob es seine eigene wäre, der mein Herz bis in seine Tiefen kennt und mir nie falsche Beweggründe unterschiebt — auch er ist glücklich. Noch gestern ist ein langer Brief von ihm gekommen. Sobald er seine gegenwärtige Arbeit im Druck hat, kommt er für einige Zeit in seine alte Heimat. Dann wollen wir miteinander die längst beschlossenen Bergtouren machen und uns wieder alles von der Seele reden, was sich in den zwei Jahren unserer Trennung nur unvollkommen in Briefe hatte ergießen können. Wie ich mich darauf freue! . . .

Und doch . . . Und doch . . . Die Uhr . . . Ich werde die entsetzliche Angst nicht los. Sie wächst von Minute zu Minute. Ich bin ihr ausgeliefert, wehrlos. Sie umklallt mich mit bleichen Händen. Ich wage mich kaum zu rühren. Zitternd, in kalten Schweiß gebadet liege ich da. Und warte. Auf was?

Die Zeit schleicht vorüber. O Wohltat, daß sie nie, nie still steht. Bald ist die Nacht überstanden. Schon siegt die Helle des jungen Tages über das verblassende Mondlicht. Die ersten Vöglein zwitschern schlaftrunken.

Und die Uhr tickt, langsam, unregelmäßig, hinkend, hüpfend, stolpernd. . . . Ich bin ganz in ihrem Bann. Plötzlich schlägt sie laut und hart an, einmal, zweimal, setzt einige Sekunden aus, geht wieder weiter. . . . Da — ein Aehzen, Krachen, Knaden in ihrem Innern, ein kurzes Antönen des Weckstimmleins, gleich einem letzten, matten Seufzen — und still steht sie. Totenstille. Ich lausche, lausche. Sie muß weitergehen . . . sie muß. . . .

Nichts als die lähmende Stille. . . . Meine Angst steigt ins Ungemessene, wird übermäßig, raubt mir die Befinnung. . . . Ich schreie auf, laut und schaurig und fahre ob dem grausen Klang meiner eigenen Stimme zusammen. Ich stürze mich auf die Uhr, packe sie, rüttle sie wild — kein Laut. Stumm steht sie da, leblos. . . .

Die Nervenüberreizung löst sich in einem fassungslosen Weinen. Endlos fließt der Strom meiner Tränen in die Rissen. Ich weine, weine. Ich frage mich nicht: warum? Endlich erbarmt sich meiner der Schlaf und nimmt mich für kurze Stunden in seine Trösterarme. . . .

. . . Einige Tage später erhielt ich einen Brief. Mein Freund, der mir damals, in der großen französischen Stadt lächelnd beim Einkauf meiner Uhr geholfen hatte, war tot. Er war bei einem Eisenbahnzusammenstoß verunglückt und lebte noch einige Stunden. In seinen entsetzlichen Qualen rief er oft meinen Namen aus. Um halb vier Uhr morgens wurde er erlöst.

Die Zeiger meiner Uhr wiesen auf halb vier. Es war dieselbe Nacht gewesen.

Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, deren Zusammenhang wir Menschen nie erforschen werden.